

HEIDE HELWIG
UNSERE WÜNSCHE
ZU KLAMPEN

Reihe zu Klampen Essay
Herausgegeben von
Anne Hamilton

Heide Helwig,
geboren 1960 in Salzburg,
studierte Germanistik und Romanistik und wurde mit einer Arbeit
über die Sprachauffassung von Elias
Canetti promoviert. Seit Herbst
2018 wirkt sie an der Kritischen Aus-
gabe der Werke von Elias Canetti
mit. Bisher sind von ihr erschie-
nen: »Ob niemand mich ruft« (2000)
und »Johann Peter Hebel.
Biographie« (2010).

HEIDE HELWIG

Unsere Wünsche

Gift und Zauber

zu Klampen  *Essay*

Inhalt

Einstieg mit Ernst Jandl · 7

Wortgeschichte · 13

Die Macht der Dinge · 39

Drei Wünsche oder viele
und die Qualität der Quantität · 57

In der Kernzone des Wünschens:
Reichtum und Verstand · 77

Die Welt verändern · 143

Ein anderer sein · 177

Zum Schluss: eine Ermutigung · 211

Literatur · 215

Einstieg mit Ernst Jandl

GLÜCKWUNSCH

*wir alle wünschen jedem alles gute:
dass der gezielte schlag ihn just verfehle;
dass er, getroffen zwar, sichtbar nicht blute;
dass, blutend wohl, er keinesfalls verblute;
dass, falls verblutend, er nicht schmerz empfinde;
dass er, von schmerz zerfetzt, zurück zur stelle finde
wo er den ersten falschen schritt noch nicht gesetzt –
wir jeder wünschen allen alles gute¹*

Wir beschwören das Glück und taumeln ins Unglück: Die Schizophrenie des Wunschkens lässt sich kaum eindringlicher vor Augen führen. Zählebige Zuversicht auf der einen Seite, Totalversagen auf der anderen. Geschmeidig passt sich der Wunsch allen Schicksalswenden an, hebt mit einer Unverdrossenheit, die politischer Rhetorik zur Ehre gereicht, aus jedem Desaster neue Ziele und hält sie hoch wie Trophäen. Ein Stehaufmännchen, nicht tot zu kriegen, selbst angesichts des Todes und in diesen hineingreifend. Das Grauen, das Ernst Jandl auf wenigen Verszeilen erstehen lässt, dieses Schlachtfeld

¹ Ernst Jandl, Werke in 6 Bänden (Neuausgabe), hrsg. von Klaus Siblewski, © 2016 Luchterhand Literaturverlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH.

aus Blut, Schmerz und zerfetztem Menschenleib, das von körperlicher oder metaphorischer Kriegsgewalt, von Vernichtungswillen oder schlichtweg vom unvermeidbar tragischen Irregehen menschlicher Existenz kündet, bleibt eingerahmt vom Sing-sang der Wünsche: Gutes von allen für alle.

Der Wunsch kapituliert nicht. In Schnörkelschrift bekundet er sein Dasein. Und er kennt keine Schwellenangst. Er ist im Hunger ebenso zu Hause wie im Überfluss, in der Kälte wie in der Wärme, in der Vereinzelung wie im Kollektiv, im Guten wie im Bösen. Ein vitaler Reflex, der den Menschen umtreibt, und ein Phantomschmerz, der ihn weitertreibt und Mangel signalisiert, wo längst keiner mehr ist. Mangel, sagt der Wunsch, Mangel ist immer. Der Appetit auf Neues und Anderes ist seiner Natur nach unstillbar; verliert doch das jeweils Neue und Andere, sobald es Teil der eigenen Welt geworden ist, den ihm eigentümlichen Reiz. Es ist nicht mehr neu und auch nicht mehr anders. Wohl auch darum sind die Sprachformeln aufs Ganze angelegt. Man wünscht nicht nur *etwas*, sondern gleich *alles* Gute. Was als blasse Floskel die Runde macht, trägt einen totalitären Zug.

Dabei ist an der Wirkungslosigkeit des Wunschs nicht zu rütteln. Der Wunsch ist keine Kraft, die Verhängnis aufhält, und keine, die Rettung beschleunigt. Sollte trotzdem der erfreuliche und vielleicht gar nicht so exzentrische Fall eintreten, dass die empirische Realität sich wunschgemäß ver-

hält, so gewiss nicht in gehorsamer Angleichung an die magischen Kräfte, die ihr entgegengeschickt werden. Eher in gehorsamer Angleichung unserer Wünsche an das Mögliche und Wahrscheinliche; es ist die lebenspraktische Revision unserer Ziele, die uns ein Entgegenkommen des Schicksals vorgaukelt. Wir feiern Gelingen, Sieg, Erfüllung, wo wir uns zuallererst den Regeln der Welt unterworfen haben. Unsere Wunschzettel sind verkappte Einkaufslisten, mit denen wir keine andere Kraft als unsere Kaufkraft bemühen, wie vielfältig und bunt sie sich auch gibt, in Supermärkten, Reisebüros, Opernhäusern, Sportstudios, Immobilienfirmen oder sonstwo. Der kleine Kreislauf realer Wunscherfüllung lenkt ab vom Unabänderlichen des großen Kreislaufs, von Leben und Tod. Was erfüllt wird, ist immer das Zweitrangige. Worauf es ankommt, ist unerfüllbar. Dies nennt sich Realitätssinn, und man wappnet sich damit; darunter aber, unzerstörbar, unauslöschlich, schwelt weiter die aberwitzige Hoffnung: Wer weiß? Vielleicht?

Festzuhalten ist: In der Sphäre der empirischen Realität hat der Wunsch keine Handlungsbefugnis. Dafür umso mehr im Reich der Phantasie: Der Wunsch des Wunsches ist seine Erfüllbarkeit. Der gestalt sitzt der Wunsch fest zwischen zwei Extremen, dem Eingeständnis der Ohnmacht – sonst würde man nicht wünschen müssen – und dem Verlangen nach einer Machtfülle, die über das real Ver-

fügbare hinausgeht. Nach einer Macht über das Schicksal, wie sie dem Menschen nicht zukommt. Nach einer Macht, die ins Große und Grundsätzliche geht, die Wunsch und Wunder verschmilzt, so als könnte es tatsächlich sein, dass der Gestorbene wieder ins Leben zurückkehrt, dass Todesurteile aufgehoben werden und die Schlinge, die immer schon um jedermanns Hals liegt, abgenommen wird.

Es ist, als hätte es im Paradies neben dem Baum der Erkenntnis noch einen weiteren verbotenen Baum gegeben, den Baum der unbegrenzten, allumfassenden Machbarkeit. Von dessen Früchten hat der Mensch nicht gekostet, aber seine Existenz ist ihm in dunkler Erinnerung geblieben, so dass er denken und träumen kann, was sich seiner Kraft entzieht: Aufhebung physikalischer, biologischer, kausaler Gesetzmäßigkeiten. »Zurück zur Stelle finden, wo er den ersten falschen Schritt noch nicht gesetzt«. – Jandls Gedicht bewegt sich vom immerhin Möglichen zum grundsätzlich Unmöglichen eines Lebensneustarts. Das Rad zurückdrehen, die Textur des Lebens auftrennen und von vorne beginnen, das lässt sich denken, das lässt sich in virtuellen Welten und mit dem Fingerdruck auf Rücklauftasten durchspielen, im Modus des Als-Ob, der nur um so schmerzhafter daran erinnert, dass dem tatsächlichen Vermögen Grenzen gesetzt sind.

In jedem ohnmächtigen Wunsch steckt etwas von einem abstrusen, widersinnigen Aufbegehrn

gegen die Härte der Faktizität, gegen die unabwendbaren »Schläge«. Es steckt darin der Traum von der Herrschaft des einzelnen über den Gang der Dinge, seine subjektive, zeitbestimmte Vorstellung vom Besserwissen und Bessermachen. Sanierung der Welt. Lohn und Strafe, gerecht bemessen. Rettung der Bedrohten, Freiheit für die Unschuldigen, dem Feind ein schmähliches Ende. Wohltaten für alle, auch für sich selber. Die Marschrichtung ist klar, Einzelheiten bleiben ausgespart. »Verlange, was du wünschest!« ist der Märchen-Satz, der uns einst elektrisierend durchfuhr. Mit diesen Worten pflegen Geister, die etwa durch Reiben einer Lampe herbeizitiert werden, kommentarlos und kritiklos jeden Auftrag zu übernehmen, unbegrenzte Macht vereinigt sich bei diesen Diener-Dämonen mit unbegrenzter Dienstbarkeit. Herr über alles, aber Knecht für den Herrn, der befiehlt, ein verlockenderes Konstrukt ist kaum denkbar.

Nur noch Gutes, immer für alle.

Wortgeschichte

Definitionen, Positionen

WER der Herkunft des Wortes *Wunsch* nachgeht, wird über das althochdeutsche *wunsc*, über altenglische, altnordische und altindische Verwandtschaften in die Sprachvergangenheit des Indoeuropäischen zurückverwiesen zu der rekonstruierten gemeinsamen Wurzel **uen-*, die *nach etwas streben* bedeutet, auch *erarbeiten* und, als Ergebnis: *erreichen, gewinnen*. Das lateinische *venus* (Liebe, Liebesgenuss) geht ebenso darauf zurück wie *Wahn* und *wohnen*. Ein und dieselbe Grundregung wird also in wechselnder Perspektive gezeigt: Es ist einmal das Begehren an sich, einmal sein Resultat; das eine wie das andere tritt unter positivem wie negativem Vorzeichen auf, ist erfolgreich als Gewinn und Genuss oder ein Fehlschlag als vergebliche Hoffnung und leerer *Wahn*.

Wer der Wortgeschichte nachgeht, wird auch auf Jacob Grimm und seine »Deutsche Mythologie« (1835) stoßen. Auf mehr als tausend Seiten liefert Grimm, in konsequenter Kleinschreibung, Material zu einer Kultur, die in Sagen, Märchen und Legenden überlebt hat und sich doch zweifach disreditiert findet, zum einen als Relikt heidnischen Glaubens, zum andern weil sie im Schatten der stil-

bildenden griechischen und römischen Mythologie steht. Nachdrücklich spricht sich Grimm gegen den kulturellen Dünkel späterer Epochen aus, auch gegen die nur scheinbar klare und nicht wertfrei betriebene Trennung zwischen Polytheismus und Monotheismus. Zu relativieren sei etwa der Vorwurf des Fetischismus, der die polytheistischen Religionen trifft, denn die Verehrung von Hammer, Speer, Kiesel oder Phallus lässt sich nicht losgelöst von einer Gottheit und ihrer fluktuierenden Kraft denken. Der einzelne Gegenstand wird zum Stellvertreter des Göttlichen und findet sich als solcher angereichert mit einem Vermögen, das sich im Glauben an magische Objekte, an Wunschdinge erhalten hat.

Der Wunsch steht in Grimms »Mythologie« an prominenter Stelle: Die höchste Gottheit, der allmächtige *Wuotan* (althochdeutsch) oder *Odin* (nordisch), ist geradezu ein Wunsch-Gott. Er ist mächtig und weise, auch wild und ungestüm, hat eine düstere Seite und eine liebliche, verleiht den Menschen und Dingen Gestalt und Schönheit, den Feldern Fruchtbarkeit, lenkt Kriege, gibt Tod und Sieg. Alles mündet bei diesem Gott, alles nimmt hier seinen Ausgang. *Wunsch* ist die Seligkeit und Erfüllung, die *Wuotan/Odin* gewähren kann. *Wunsch* ist aber auch die Gottheit selbst, Personifikation einer eindrücklich wirkenden Macht und darüber hinaus Inbegriff jedweder Vollkommenheit – das, was wir *Ideal* nennen. Die in der Neuzeit dominierende

Semantik des Begehrens und Verlangens verbirgt sich vorläufig unausgesprochen im Hintergrund.

Noch im Mittelhochdeutschen umschließt der Wunsch mehr und anderes als heute. Das »Deutsche Wörterbuch« und Epochenwörterbücher geben Aufschluss: Grundsätzlich ist zu unterscheiden zwischen einer objektiven und einer subjektiven Bedeutung, erstere führt das mythologische Erbe weiter und gibt im mittelalterlichen Sprachgebrauch den Ton an. In eben dieser objektiven Bedeutung bezeichnet der Wunsch alles Vollkommene und Außerordentliche, aber auch die Kraft, solches an Personen und Dingen zu bewirken, »manchmal nahezu im sinne des schöpferischen wortes gottes«. Dazu die handfesten Mittel, mit deren Hilfe Außergewöhnliches geschaffen wird: Zauberstab, Wunscherule. Und schließlich, weiterhin unter dem Vorzeichen der Objektivität: Fürbitte, Segen, gelegentlich auch Fluch.

Ze wunsche bedeutet *vollkommen*, als Quasi-Synonym der Vollkommenheit dient das Wort zur Beschreibung edler Ritter oder des perfekten Lebens. Der junge Parzival wird damit bei seiner Ankunft am Artushof als Ausnahmeherrscheinung gepriesen, er ist der, »an dem got wunsches hete erdâht«. – »ein Meisterwerk Gottes«, heißt es in der neuhochdeutschen Übersetzung von Wolfgang Spiewok. Auch der Gral selbst ist gar nicht anders als mit dieser Kategorie des Außerordentlichen zu fassen: Er ist der »wunsch von pardîs«, »erden wunsches

überwal« – der »Inbegriff paradiesischer Vollkommenheit«, »alle Vorstellungen irdischer Glückseligkeit« übertreffend.

Die im Mittelalter vorherrschende objektive Bedeutung tritt mit der Zeit zurück gegenüber einer subjektiven Einfärbung. Wie im »Deutschen Wörterbuch« nachzulesen ist: Psychische Aktionen, eigene Vorstellungen und Hoffnungen, etwa auf den Besitz einer Sache oder die Verwirklichung einer Situation, füllen das Wort mit neuem Gehalt. In dieser neuzeitlichen Wortsemantik ist Wunsch nun das Begehrten oder Verlangen, das sich auf die Erfüllung richtet, »und zwar in dem sinne, dass die befriedigung des verlangens nicht von dem bemühen dessen abhängt, der es empfindet oder äußert«. Die tragische oder auch tragikomische Kluft, ohne die das Wünschen heutzutage nicht zu denken ist, tut sich auf – der gähnende Abgrund zwischen dem Verlangen und der Erfüllung, zwischen der Grenzenlosigkeit des Vorstellbaren und der Begrenztheit dessen, was sich zuwege bringen lässt.

Nicht von ungefähr geht die Bedeutungsverlagerung Hand in Hand mit sozialen Umbrüchen. Im Ständesystem des Mittelalters keimt eigenmächtiges Wollen auf, das gegen die als gottgegeben etablierte Gesellschaftshierarchie opponiert. Konservative Erzähler warnen vor solchen Störungen, wie etwa Wernher der Gartenaere mit seinem berühmten »Helmbrecht« (13. Jahrhundert), und verhängen Höchststrafen über ihre unbotmäßigen Protago-

nisten: Ordo-widriges Wollen wird im Sinne der Systemerhaltung nicht als systemgefährdend, sondern als selbstzerstörerisch gebrandmarkt. Je dringlicher der Mensch, im speziellen der Vertreter des machtlosen dritten Standes, auf seinem Begehr nach sozialer Besserstellung beharrt, desto heftiger wird er ins Unglück eingetunkt. Der eigenmächtig und gegen Gottes Bestimmung Wünschende des Mittelalters darf keine Nachsicht erwarten. Dabei ist gerade er ein Vorbote der neuen Zeit, der heraustritt aus der Schirmherrschaft der objektiven Ordnung und der Welt ein Begehr entgegenhält, das er als sein höchst eigenes versteht. *Persönliche Hoffnungen* und *persönliche* Interessen, wie sie der Wunsch im neuhighdeutschen Sprachgebrauch als konstituierend eingelagert hat, tauchen mit der Emanzipation aus dem theozentrischen Weltbild als Neuland auf, das zu erkunden ist. Wo kollektives Licht war, ist Dunkel eingekehrt, ein Dunkel, das in individuellen heroischen Geistesakten wieder durch Licht ersetzt werden soll. Das ins Selberdenken geworfene Individuum sucht und braucht Erkenntnis über sich selbst, über das, was es aus sich machen kann und soll, nicht zuletzt auch über seine Disponiertheit, für manche Dinge Hingabe und Energie zu entwickeln, für andere nicht.

Vom Willen und Wollen, von Eros und Streben, vom Begehr und der Begierde handeln die großen philosophischen Konzepte von der Antike bis

in die Neuzeit, ab dem 19. Jahrhundert flankiert von der als Wissenschaft etablierten Psychologie. Je spezifisch und doch überlappend sind die zentralen Begrifflichkeiten, gleichgestimmt in ihrem Zukunftsbezug, hingespant auf ein Ziel, ein großes Endziel, das als Teil der menschlichen Natur oder des menschlichen Seins gefasst wird und dem sich episodische, punktuelle Teilziele vorlagern. Im Begehrten steckt etymologisch die Begierde und mit ihr die Gier. Die Wurzel ist germanisch *ger*, indogermanisch **gher*-, die Bedeutung in alter Sprache zunächst weiter und allgemeiner: seelische Grundkraft, allgemeines Verlangen, Bedürfnis, häufig zielgerichtet als Streben, Wunsch, Wille (»Deutsches Wörterbuch«). Vom allgemeinen Verlangen verschiebt sich die Bedeutung allmählich zur Hefrigkeit und Intensität des Begehrrens, in meist abschätziger Wertung. Eine andere indogermanische Wurzel **ghei*-, »gähnen, klaffen, den Mund aufsperrn«, spielt in die Wortgeschichte der *Gier* mit herein und legt eine bildhaft ergiebige Spur. Man könnte sagen: Es klafft eine Lücke, eine Leere, welche von der Gier oder Begierde sozusagen in Personalunion geschaffen und zu schließen bestrebt wird.

Lücken, Defizite, Mängel – das ist es, woran sich der Mensch in seiner Begrenztheit unentwegt stößt. Er kann nicht etwas und alles sein, aber sein Blick wandert hin und her zwischen der ihn umgebenden Fülle der Möglichkeiten und seiner eigenen beschränkten Existenz, und er entbrennt in der

Sehnsucht, Grenzen zu sprengen, mehr zu werden, Anderes, Besseres. Der Komparativ ist das Vehikel, mit dem sich die Gedanken hinaufschrauben, der Vergleich ist der Unruhestifter, der das Aufbegehren gegen das schicksalhaft Verhängte schürt. Wie ja das Aufbegehren und das Begehr schon sprachlich zusammenhängen.

Platons Eros, dessen Geschichte Diotima im »Symposion« erzählt, ist der Sohn des Poros und der Penia, gezeugt auf dem Fest zur Geburt der Aphrodite. Poros, Sohn der Metis (der Klugheit und des Einfalls), verkörpert die Fähigkeit, Wege und Auswege zu finden, Penia ist die personifizierte Armut. Ihr Sohn Eros erscheint bei Diotima nicht als neckisches Büblein, das mit Pfeil und Bogen Verwirrung stiftet, sondern als rauher und struppiger Geselle, unbeschuht und unbehaust. Er schläft unter freiem Himmel, liegt unbedeckt auf dem bloßen Boden. Seine Dürftigkeit ist das Erbe der Mutter, die Natur des Vaters aber hat aus ihm einen unermüdlichen Wegsucher gemacht, einen tapferen und unerschrockenen Jäger, der dem Guten und Schönen auf der Spur ist. Eros, der nicht schöne Liebende des Schönen, der Wissens- und Wahrheitssuchende, strebt unablässig nach dem, was ihm selber fehlt, nach Schönheit und Weisheit, doch ist sein Streben kein gradlinig erfolgsgekröntes, sondern von Schwankungen und Rückschlägen bestimmt: Bald ist er blühend und gedeihend, wie es heißt, bald dahinsterbend, er lebt auf, wenn er dank der Natur

seines Vaters einen Ausweg findet, und verliert wieder, was er gefunden hat.

Die Dynamik des Begehrrens, die aus dem Mangel erwächst, schließt die vitalen Bedürfnisse ein und geht über sie hinaus, sie richtet sich auf die körperliche Schönheit wie auf die geistige, lässt die Lockungen des Sinnlichen für die höhere Schönheit der Weisheit zurück und bleibt doch insgesamt störanfällig, insofern die menschliche Seele unterschiedliche Bestrebungen in sich vereint. In Platons Seelenwagen aus dem »Phaidros« versinnbildlichen die zwei geflügelten Pferde, die dem Wagen vorgespannt sind, diese schwer zu harmonisierenden Kräfte, das eine Pferd steht für Mut und Tatkraft, das andere für körperliche Lust. Alles Fortkommen liegt in der Hand des Wagenlenkers, der Vernunft. Von seinem Geschick hängt ab, ob ein Zusammenspiel der Kräfte gelingt und der Seelenwagen aufwärts steuert.

Wie man sieht: Das Streben ist dem Begehrren eingelagert, das Begehrren dem Streben, beide leisten sich definitorische Schützenhilfe, ohne ineinander aufzugehen. Bei Aristoteles ist das Begehrren Streben nach Lust, nicht von Vernunft geleitet, so wie auch die Stoiker die Begierde als vernunftloses Streben bestimmten. Zugleich aber stellt bei Aristoteles das Streben, ohne den Akzent des Mangels, jenen uranfänglichen Impuls dar, der Aktivität auslöst: »Alle Menschen streben nach Wissen aus Veranlagung«, beginnt seine »Metaphysik«,

und auch die »Nikomachische Ethik« setzt das Streben an den Anfang, als Streben nach einem Gut oder *etwas Gute*m, dessen unterschiedliche Beschaffenheit in letzter Instanz auf ein übergeordnetes, abschließendes und autarkes Ziel hin orientiert ist: das Glück, *Eudaimonia*, die Gunst des Dämons, durch Platon und Aristoteles einer der wichtigsten Begriffe der philosophischen Ethik.¹ Dass der Dämon, von dem alles abhängt, nicht in einem schwer fassbaren Außen beheimatet ist, sondern im Menschen selber – diese entscheidende Umdeutung haben bereits Heraklit und Demokrit vollzogen. Das Streben, das Begehen, das Wünschen, alle drehen sich nach dem Sonnenlicht der *Eudaimonia*. Die Glückseligkeit aber hebt sich von allen anderen Zielen ab, insofern sie ein *vollkommenes* Ziel ist, stets wegen ihrer selbst und niemals wegen einem anderen gesucht (Aristoteles: »Nikomachische Ethik«).

Für René Descartes, der in seinen »Passions de l'Âme« (»Die Leidenschaften der Seele«, 1649) eine systematische Erkundung der menschlichen Affekte vornimmt, trägt das Begehen bzw. die Begierde (im französischen Original: *le désir*) den Stempel des Zukunftsbezugs. Angemessenes zu wollen, also:

¹ Vgl. Olof Gigon: Einführung. In: Aristoteles, Nikomachsche Ethik. Übersetzt und mit einer Einführung versehen von Olof Gigon. München 1991, S. 96.

Anwesenheit eines abwesenden und Fortbestand eines gegenwärtigen Guts sowie Abwesenheit eines schon erfahrenen oder möglichen Übels – die erschöpfend durchkonjugierten Inhalte des Begehrrens zielen samt und sonders auf einen Moment jenseits des *hic et nunc*. Das Begehrren zählt dabei für Descartes zu den sechs Grundaffekten, an deren erster Stelle die *admiration* (Verwunderung) steht, die frei von Begierde und Neigung ist, ähnlich dem antiken Staunen, das Platon und Aristoteles als Urbeginn alles Philosophierens setzten. Des weiteren Liebe und Hass, Freude und Traurigkeit; mit der Trennung von Liebe und Begehrren entfernt sich Descartes deutlich vom Eros Platons. Liebe, so Descartes, empfinden wir, »wenn uns eine Sache als unserer Ansicht nach gut vorgestellt wird, d. h. als uns zuträglich« (Artikel 56); man betrachtet sich in der Gegenwart als verbunden, als *ein* Teil des Ganzen und die geliebte Sache als der andere (Artikel 80). Die einleuchtende Unterscheidung zwischen einer im Jetzt angesiedelten Liebe und einem zukunftsgerichteten Begehrren bleibt für die weitere Entwicklung der Philosophie allerdings ohne tiefgreifende Konsequenzen, sie ist, wie es lakonisch heißt, verlorengegangen.²

² Vgl. Klaus Hammacher: Anmerkungen. In: René Descartes, Die Leidenschaften der Seele. Hrsg. und übersetzt von Klaus Hammacher. Hamburg 1984, S. 347.

»Cupiditas est ipsa hominis essentia« – Begehen ist das Wesen des Menschen. Sätze wie dieser haben wohl dazu beigetragen, dass Baruch Spinoza als Philosoph der Psychoanalyse, von Freud bis Lacan, apostrophiert wird. Spinozas »Ethik nach geometrischer Ordnung dargestellt« (1677) gehört wie Descartes' Affektenlehre in den Kontext einer nicht moralisierenden, »physischen« Betrachtung. Drei Primäraffekte (neben einer Vielzahl von Sekundäraffekten) bestimmt Spinoza: die schon genannte *cupiditas*, als Essenz des Menschlichen, dazu *laetitia* (Freude als Übergang des Geistes zu größerer Vollkommenheit) und *tristitia* (Trauer als Übergang zu geringerer Vollkommenheit). Im Zentrum, und den anderen Affekten sozusagen vorgeordnet, findet sich das Prinzip des *conatus*: ein Streben, das auf sich selbst bezogen bleibt, auch deutbar als Trägheitsprinzip, Selbsterhaltungstrieb oder Beharrungsbestreben. Den Status des Begehrens erhält das Prinzip des *conatus*, sofern es sich mit Bewusstsein ausstattet. Es gilt: *Cupiditas = conatus* (bzw. *appetitus*) plus *conscientia*. Begehen ist Selbsterhaltungstrieb plus Bewusstsein.

Die Frage nach der Auswahl dessen, was wir begehen, beantwortet Spinoza zunächst mit einer irritierenden Umkehr von Ursache und Wirkung, nämlich »dass wir nicht streben, wollen, verlangen oder begehen, weil wir es als gut beurteilen, sondern umgekehrt, dass wir darum etwas als gut beurteilen, weil wir es erstreben, wollen, verlangen